

Der letzte Grossvater. Teil 7

Autor(en): **Diebold, Bernhard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **55 (1951-1952)**

Heft 24

PDF erstellt am: **27.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-671240>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der letzte Großvater

Bernhard Diebold

7

Copyright by Morgarten-Verlag Zürich

Er hatte nur ein Gefühl dabei: wir Schweizer haben dieses Heil nicht nötig. «Wegen deiner drei Frontisten werde ich noch lange kein Moskauer», warf er dem Wolfer in Zemps Beisein entgegen, und verneinte mit diesem Ausspruch alle beide. Und als nach Ottos Ansicht der Völkerbund mit seiner ganzen Heiligkeit das demokratische Menschenrecht am schwarzen Mann aus Afrika geschändet hatte, da schäumte er seinerzeit dem Vater gegenüber auf und behauptete: nun habe er für sein ganzes Leben den Glauben an die Politik verloren. Denn über Russland und Hitler schimpfte man wenigstens mit aller Erbitterung; aber über den Rechtsverrat des Völkerbundes lächle man nur und finde ihn trotz allem ganz passabel.

«Du redest genau so blöd wie der Grossvater», verwies ihn unwirsch der Lokomotivführer. «Du bist ja viel zu unreif für eine höhere Ueberlegung der Staaten, und der Grossvater ist zu alt dazu.... Hä, für den Weltfrieden darf man halt schon einen Neger schlachten.» Aber im Seelengrunde fand auch Vater Arnold das vorliegende Problem der Staatsraison ganz ungelöst und fremdländisch. Eidgenossenschaft beruht auf heiligen Eiden, die schlechthin unzerbrechlich sind. Der Völkerbund tagte zwar auf Schweizerboden. Aber sein Palais erschien ihm wie ein Treibhaus für fremde Redebäume und juristische Schlinggewächse. So dachte innerlich der Vater. So schimpfte laut der Sohn.

Hier aber im Grand Guignol ging's gleich auf alles los, und drunter und drüber auch aufs eigene Dach herunter. Die Intelligenzen schlugen Purzelbäume. War das Sachlichkeit? Ottos logische Gymnastik kam nicht nach. Selbst Grossvater Weidmanns rechtliche Sachlichkeit schien ihm viel sachlicher zu sein. Er fühlte sich oft klein, verbaut im Steinernen Winkel. Aber aus dem Hin- und Hergerede der sogenannten Sachlichen im Grand Guignol erkannte er das meiste als übertrieben, nervös verkrampft und schauspielerhaft wie im Theater. Ja, wie im Theater, das zu gleicher Zeit bekanntlich Schwindel und Wahrheit spielt.

Am meisten verfluchte er diese unaufhörliche Konditoreimusik: diese tönenden Liebestränke, diese geblasenen Dauerwellen und fein geklimperten Zephyrwinde über einem trägen Meer von dicker Vaseline. O dieses unsaubere und ungelüftete und dennoch angenehm empfundene Begleitkonzert stellte für Otto den ganzen bekennenden Ernst der Diskussion und allen Streit und Gegenstreit in Frage und degradierte jegliches Gespräch zu einem blossen Spiel und Tanz der Worte. Er suchte Geist. Er suchte Ernst in der Diskussion. Für ihn war dieses Schau- und Hörspiel neu. Es blitzte und brillierte das Mannigfaltige in sein bisher so simples und halbes Dasein. Diese Musik versuchte seinen Ernst in Unernst abzuleiten. Sein Aufnahmevermögen war noch ungetrübt und ungeübt. Nach einer Stunde besiegte ihn die 'höhere Gewalt': die Stimmung. Er hörte wohl noch das Gerede, doch er verstand's nicht mehr. Ueber den Worten wurde die nimmermüde Musik allmählich immer stärker vernehmbar für sein Ohr. Dann plagte sie ihn nicht mehr. Wie aus weiter Ferne schimpfte Zemps heisere Stimme herüber, und zischten die langen Redeschlangen der Dame zwischen achtzehn und fünfunddreissig, ohne dass er auf einen Sinn der Worte achtete. Nur Klang war das Gerede. Er sah auch die vielen Menschenköpfe und die Hockfiguren auf den hohen Barstühlen nicht mehr wie wirklich, sondern wie ein Bild, in das er selbst hineingeraten war. Und der dämmerige Raum mit seinen weichen Dünsten umgab ihn beinahe spürbar auf der Haut als eine träge, aber wohligh erschlaffende Luft, in der sich's willenlos verweilen liess....

Da kam denn wie aus weiter Ferne Vrenis Bild vor seine ziellos starrenden Augen. Auch das tat nicht mehr weh. Hier im Grand Guignol, im weiten Paradies der Unverantwortlichkeiten, ertrug man alle Verluste leichter als unter anderen Menschen, die Zeit und Raum genau berechneten. Auch Vreni war wirklich nur mehr 'ein Bild' in ihm. Sie hatte keine Seele, die sich halten liess.... die fassbar war.... So wenig greifbar wie dieser rote Dämmerdunst zwischen den gei-

stigen Modepuppen und den Tänzern der Worte und der Gesten war ihm jetzt Vreni... Lass fahren! Der Brief geht heute weg

Die beiden Zeiger der zahlenlosen Metalluhr dahinten über dem nickelblitzenden Bartisch wollen sich in einer kurzen halben Stunde schon zur Zwölf vereinigen. Otto erhebt sich. Er sieht nicht, dass ein schlankes, fast negerbraunes Mädchen ihn mit den Blicken frisst seine wirren Haare, seine schwermütigen braunen Augen. Man nennt sie hier das «Negerli». Es ist eine junge Malerin, wohnt in einem schönen Atelier, stammt von bemittelten Eltern. Es wurde ihr zu langweilig zu Hause. Also ging sie zur Kunst. Denn heiraten mag sie auch nicht. Sie will keinen Mann nach dem Gelde. Sie wünscht sich einen Freund für die Freundschaft und für die Liebe. Und so wie der Otto, genau so müsste er aussehen. Sie spürt's zu dieser späten Stunde im Blut und in der Seele. Sie möchte ihn anreden. Sie möchte ihn küssen

Aber Otto spürt's nicht. Zemp ruft von der Bar her: «Wohin?» Er achtet's nicht. Fast ohne Gruss entfernt er sich. Tritt in die blaue Nacht. Lässt sich vom Mond verzaubern. Trottet das Limmatquai hinunter, an den Zunfthäusern vorbei und biegt am Rathaus in die Gemüsebrücke ein. Die Häuser leuchten im Schimmer des Nachtgestirns. St. Peter schlägt mit gemächlicher Macht das letzte Viertel vor Mitternacht. Er schreitet unter Arkaden nach der Schipfe hin, dicht am schwarzen Wasser und nimmt dann Richtung Bahnhof Und als er die Bahnhofhalle betritt, den Markenautomaten sucht, das Geldstück schon in der Hand, um's einzuwerfen in die tote Maschine, die nicht wittert, zu was für Zwecken sie ihre Marke ausspeien soll kalt und metallhart wie sie ist ja, da ahnt auch Otto Weidmann nicht, dass es in dieser Minute bereits nicht mehr um die Vergangenheit geht. Dass etwas Neues auftritt auf der Bühne seines Lebens und ein Ereignis auftaucht, das früheres Geschehen im Nu zur Geschichte macht und altes Leid mit einem einzigen Schlage überwältigt mit einem einzigen Hauche fortbläst aus der Trauer des Bewusstseins Denn im Dämmer des Bahnhofs

Die Ausgestossene

.... da drüben beim Eingang zu den Wartesälen stürzt eben eine Frau zu Boden stolpert

wohl fällt über das eigene Gepäck, das sie mit beiden Händen schleppt versucht, sich zu erheben Steht schon wieder auf wankt aber, das dünne Wesen droht noch einmal wie im Schwindel hinzusinken

Da hält sie Otto schon unter beiden Armen: ein blasses, wie vom Mond durchleuchtetes Geschöpf. Macht aus elendem Gesicht ganz grosse dunkle Augen. Schämt sich der Schwäche. Zwingt sich zu einem Lächeln, bei dem die streng zusammengezogenen Augenbrauen jedoch nicht mitmachen wollen. «Es ist ja gar nichts ich bin gestolpert über die eigenen Koffer», sagt sie in norddeutsch klingender Rede.

Da lässt er die Arme von ihr, stottert in tiefer Verlegenheit: «Ich habe nur gedacht» Er bringt den Satz nicht fertig. Denn das zarte Persönchen bückt sich jetzt wieder nach seinen Handtaschen und sagt ein kurzes: «Dank schön.»

Aber da greift Otto ohne ein Wort in die Henkel des Gepäcks. «Nein, das geht nicht», sagt er fast behelrend. Hier hat er irgend etwas zu tun. Er glaubt nicht an das Stolpern und an die Harmlosigkeit des Lächelns in diesem übermüdeten und vielleicht verhungerten Gesicht. Zwar, wenn er das ganze Dämchen da, mit Sommerpelz und Seidenstrumpf, mit Krokodiltasche und gelbem Regenschirm an teurer Krücke, genauer betrachtet, so sieht sie wahrlich nicht so ärmlich aus, als ob man ihr nicht einen Dienstmann herrufen dürfte. Aber das tut Otto nicht. Er ist jetzt der gegebene und vom Schicksal für diese Minute auserwählte Dienstmann. Und er fragt: «Zu einem Auto?»

Sie macht sich mit dem Täschchen zu schaffen, sieht ihn nicht an. «Nein bitte, ich gehe selber. Nur zum Wartesaal.»

Ein kurzer Blick der Verwunderung trifft sie aus Ottos Augen. Was macht man keine zehn Minuten vor Mitternacht in einem Wartesaal? Sie spürt die drohende Frage und kommt ihm zuvor: «Ich werde abgeholt.»

«Ach so», sagt Otto. Er ist enttäuscht, dass er nicht der alleinige Helfer sein darf. Sie wiederholt auch: dass sie ja nur gestolpert sei. Da strebt er zur Glastür des Wartesaales zweiter Klasse, stellt den einen Koffer hin und öffnet mit der Rechten. Sie tritt ein, sieht im halben Licht des Raumes auf die plüschgepolsterten Bänke und seufzt: «Das ist ja zweite Hier darf ich nicht.»

«Das macht nichts. In der Schweiz ist man nicht so genau wie im gestrengen Deutschland»,

erwidert er in beruhigenden Scherzton. Er weiss natürlich, dass man es auch in der alten Schweiz ziemlich genau mit solchen Dingen nimmt; und übrigens ganz von Rechts wegen, wie er es findet als ein echter Weidmann. Aber heute rebelliert er gegen sein Rechtsgewissen und bleibt in der zweiten Klasse, wohin sein feiner Schützling aus höheren Gründen einfach hingehört. Er stellt die Koffer neben ein Bankrondell, auf das die Dame sich sofort niederfallen lässt; und zwar mit einem tiefen Seufzer der Erschöpfung, den sie gleich wieder zu berichtigen sucht mit einemforsch gemeinten: «Also, da wären wir nun . . . Und ich danke Ihnen sehr . . .» Sie reichte ihm die Hand. Sie steckt in einem übereleganten schwarzen Handschuh mit grossen weiss punktierten Stulpen.

Sachte und scheu berührt er die schmalen Finger. Er sieht ihr zum ersten Mal von vorne ins Gesicht: ein schmales Oval mit feiner Nase und sanft zum Lächeln emporgehobener Linie des Mundes. Da muss er an seine Mutter denken. Das denkt man doch nicht leicht im Anblick einer jungen Frau, die in die eigene Generation gehört. Aber Otto denkt's. Auch ihre Augen haben denselben Mandelschnitt wie bei der Mutter aus dem Welschland. Diese Dame da kommt zwar wohl aus Deutschland; aber sie könnte nach ihrem Anblick viel eher aus Frankreich oder Italien stammen. Auch bindet eine zarte hohe Melodie in ihrem Sprechen das norddeutsche Stakkato zu freundlich klingenden Linien der Sätze. Nur die Haltung ist trotz der sichtlichen Erschöpfung so damenhaft und gerade wie bei den Damen aus dem Reich. Und aus dieser beherrschten Haltung nickt sie Otto ins Gesicht, zieht ihre Hand nach kurzem, aber durchaus spürbaren Druck zurück und sagt zum Abschluss: «Guten Abend.» Dabei zuckt es nervös um ihre Brauen, wenn auch die Lippen lächeln.

Er verbeugt sich, wendet sich und geht zur Glastür. Im Kopf verwirrt. Denn er ist mit diesem Fräulein da nicht fertig. Nicht dass er eine verliebte Gelegenheit suchte. Oder dass ihm der dicke Brief an Vreni noch das Gemüt belastete. Denn wahrhaftig: er hat es momentan vergessen, das Schicksalsdokument. Aber mit der ganzen Situation ist er noch nicht im Reinen; mit dieser unvollendeten Szene; mit diesem Vorfall des Begegnens und diesem Zufall des Sichtrennens. Denn es spielt Zufall und nicht Notwendigkeit in Ottos zagem, unentschlossenen Gang zur Glastür.

Der Warteraum ist menschenleer. Verlassen, verloren, tot. Wer wartet noch auf Züge um Mitternacht? Mit welchen Nachtexpressen mag wohl der Herr hier eintreffen, der diese Dame sucht? Doch wer in teuren Nachtexpressen reist zum Rendezvous nach Mitternacht, der trifft sich doch im allgemeinen nicht in der Wartehalle, um ein oder zwei Uhr, wo's im Juli bald zur Frühe geht. Das wäre gar nicht schick, so wie's zu dieser Dame passen müsste. Allerdings . . . sie fährt ja dritter Klasse. Allerdings . . . die Situation ist zweifelhaft . . . unklar . . . und aussichtslos . . . So kommt es Otto vor. Es ist ihm gar nicht wohl in seiner Seele. Als liesse er eine Ertrinkende im Stich, ohne die Hand zu rühren. Nun, eine Handreichung hat er ihr ja geboten, als sie umzusinken drohte. Aber man zieht nicht einen Menschen aus dem Wasser, lässt ihn ganz arm und nass am Ufer liegen, und spaziert dann vergnüglich weiter seinen Weg, ohne sich umzusehen: ob er doch noch Wasser gurgelt oder schon Luft schnappt. Das geht wohl nicht . . .

Schon in der Türe blickt sich Otto nach der Dame um. Er will's noch einmal sehen — bevor man es nie mehr sieht — das ‚Mädchen aus der Fremde‘. So las er's einmal in einem Gedicht. Die Poesie wird Wirklichkeit vor seinen Augen. Sie hat den Kopf gesenkt, als ob sie schlief; obschon es nur wenige Sekunden und zehn Schritte sind seit seinem Weggang. Aber sie hört sofort sein Nähertreten und schrickt auf. Das Gesicht zeigt nicht mehr seine frühere Fassung. Er fragt in stummer Aufgestörtheit: «Um Gottes Willen, was ist geschehen?» Aber das wird nicht laut, nur sichtbar wird es.

Ja, was soll er ihr jetzt nur sagen? Eine gewandte und galante Phrase fällt ihm durchaus nicht ein. Und wenn sie ihm schon einfiele, so wagte er sie ganz gewiss nicht auszusprechen — um nicht den leisesten Verdacht eines koketten Versuches zu erregen. Nachts zwölf Uhr sind Gespräche mit fremden Damen verhänglich — auch wenn eine ohnmächtig umzusinken droht . . . und trotzdem keine Droschke nimmt, um sich in irgendeinem Hotel von ihrer Schwäche zu erholen. Doch wenn der Herr dann kommt und sie nicht findet! Es kann natürlich nur ein Mann sein, das steht für Otto fest. Wenn aber der Mann vielleicht überhaupt nicht kommt? Wie lange muss sie dann warten, die arme Schöne, das schweifende Mädchen aus der Fremde, das so gar nichts von der Vagabondage der Fräuleins aus

dem Grand Guignol mit dem Täschchen am geschulterten Lederriemchen an sich hat. Was dann mit diesem Wartesaal?

Jetzt spricht er heiser vor Verlegenheit und ohne ein höflich überleitendes Pardon: «Wenn man schliesst jetzt im Wartesaal, so können Sie nicht warten.... Und wenn man auch nicht schliessen sollte, so fragt doch der Portier nach dem Zug.... nach dem Billett.... Ich weiss nicht, bis zu welchem Zug Sie hier noch warten müssen....»

Sie zuckt mit den Schultern. Sagt leise: «Es wird schon gehen....» Dann zieht sie ein winziges Taschentüchelchen und bedeckt damit den Mund. Vielleicht zittern die Lippen darunter. Sie lässt den Kopf vornüber fallen, damit der junge Mann ihr nicht in die Augen sieht. Vielleicht werden sie eben feucht, diese Augen.

«Wollen Sie nicht in ein Hotel....? Sie sind ja so ermattet. Wenn Sie mir den Herrn genau beschreiben und den Zug angeben, mit dem er kommt, so werde ich ihn für Sie abfangen.... und ihm Ihr Hotel nennen....»

Sie bleibt stumm. Am Zucken ihrer Schultern sieht er, dass sie weint.

Da glaubt er etwas sagen zu müssen, das, so peinlich es ist, gesagt werden muss. Zögernd kommt es ihm aus dem Hals: «Sie werden doch nicht glauben, dass ich etwa einfach da mit Ihnen.... anbändeln möchte.... wo Sie doch so schwach sind....»

Sie sieht sofort auf, schüttelt den Kopf und zeigt ein Lächeln, das jeden Argwohn verneint.

«Ich trage Ihnen das Zeug da zu einem Hotel.» Er bückt sich nach den Koffern.

Da fühlt er ihre Hand abwehrend auf der seinen. Und es flüstert zögernd und verschämt: «Ich habe ja kein Geld.... Vielleicht noch ein paar Pfennige....»

Ach so? Nun, Otto hatte unter den vielen Vermutungen, die diese Situation ihm aufgab, auch ein mögliches Geldproblem erwogen. Zehn Mark aber durften die Deutschen ja immer mitnehmen. Die musste sie wohl haben. Aber nun hatte sie nur noch Pfennige.... Das ist viel weniger als wenig.... Und wie stand es denn mit seinen Kapitalien? Wieviel hatte er denn noch da in seinem kleinen Portemonnaie? Man zählte den achtundzwanzigsten Juli. Und es ist ein altes Wissen, dass das Salär eines Graveurgesellen gegen jeden Dreissigsten hin viel eher

aus einer Summe von Rappen als von Franken zu bestehen pflegt. Bis zum Monatsersten gab's keine neue Einnahme. Ohne nachzusehen im Grunde seines Beutels wusste Otto, dass sein momentanes Barvermögen aus einem einzigen Franken und fünfundsiebzehn Rappen bestand; alles in Nickel. Selbst wenn man diese Winzigkeit zu den «paar Pfennigen» des Fräuleins hinzulegte, so war ein Logis noch keineswegs gesichert; es wäre denn in einer üblen Wirtschaft ganz weit unten im Industriequartier.

«Wann soll der Herr denn ankommen?» fragte Otto jetzt.

Sie sieht den Jungen ernst an. Er scheint ihr grad und gut und ehrlich, und unter seinem komischen Künstlerhut zeigt sein Gesicht so feine knabenhafte Züge. Sie kann's schon wagen, ihm ein wenig zu vertrauen; ein bisschen die Wahrheit zu sagen. «Der Herr....? Es kommt kein Herr», sagt sie leise. «Ich musste schleunigst weg von drüben.» Und sie macht eine leise Geste mit der Hand, um mit dem «drüben» die nördliche Himmelsrichtung anzudeuten.

«Herrgott», entfährt es Ottos Mund. «Sie sind ein Flüchtling?»

Sie nickt: «Ich sage Ihnen das, weil Sie so nett sind wie ein Freund und Bruder. Darum nur. Der Mann, den ich erwarte, kommt wohl noch lange nicht, sehr lange nicht.» Sie schluckt und kämpft mit den Tränen. «Wenigstens bin ich nun in Sicherheit. Ich werde mir schon helfen. Ich danke Ihnen....» Und sie wiederholt: «Es wird schon gehen....»

Jetzt muss gehandelt werden. Gerti wüsste jetzt sofort, was zu tun ist. Er aber handelt nicht gern, der Otto Weidmann, Grossvater Weidmanns Enkel und Mutter Maries Sohn. Er grübelt lieber, wie alte Gärtner und spintisierende Dessinateure grübeln. Aber wenn das Gefühl gebietet und das Schicksal drängt, gehorcht man einem inneren Befehl. Der Befehl ist da. Man fährt im Tram nach Aussersihl hinunter und findet eine Unterkunft womöglich für anderthalb Franken. Oder man schleppt sich ins Niederdorf. Oder man sucht die Frau von der Mission oder vom Schutzverein für alleinreisende Mädchen. Doch er schlägt sich's sofort aus dem Sinn. Da wird wahrscheinlich polizeilich registriert und aufgeschrieben, und am nächsten Tage muss die Arme womöglich an die Grenze zurück.... Für 'Mädchen aus der Fremde' fehlt's da an Poesie. Es muss gehandelt werden.